

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 10

Artikel: Schweizerdeutsch als Schriftsprache
Autor: Baer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



SCHWEIZERDEUTSCH

als

Schriftsprache

Von Dr. Emil Baer

Illustration von H. Tomamichel

Schon seit vielen Jahren kämpft der «Schweizer-Spiegel» für eine bessere Wertschätzung des Dialektes. Nun ist kürzlich im Verlag Rascher & Co. ein Büchlein von einem ehemaligen Theologen und gegenwärtigen Orientalisten, «Alemannisch, die Rettung der eidgenössischen Seele», erschienen, das nicht nur die Verteidigung des Dialektes fordert, sondern nichts weniger als die Schöpfung einer eigenen, schweizerischen Schriftsprache.

Wir haben den Verfasser, Emil Baer, gebeten, im folgenden Artikel seine Postulate zu formulieren und eröffnen darüber die Diskussion. Wir wollen wohlverstanden nicht darüber debattieren, ob wir unsern Dialekt höher halten sollten (darüber kann es nach unserer Ansicht nur eine Meinung geben), die Frage lautet vielmehr:

Wäre die Schaffung einer eigenen, schweizerdeutschen Schriftsprache 1. möglich, 2. wünschenswert?

Wir sind uns der Tragweite des Problems voll bewusst. Eingriffe in die Sprache eines Volkes sind von so entscheidender Bedeutung, dass sogar schon eine Diskussion darüber leichtfertig wäre, wenn man sich dabei nicht die ganze

Tragweite der Frage vor Augen halten würde. Wir möchten betonen, dass der «Schweizer-Spiegel» auch zu den Begründungen der Postulate Baers einzelne Vorbehalte machen muss.

Ist es noch nötig, zu beweisen, dass es mit den Mundarten der alemannischen Schweiz rückwärts geht? Die Spatzen pfeifen es von den Dächern. Grad wie es den Dialekten der welschen Schweiz ergangen ist, wird es den unsrigen ergehen. Noch bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein haben die Vorfahren unserer Mit Eidgenossen französischer Zunge allgemein ihre altangestammten, klangvollen frankoprovenzalischen und französischen Dialekte gesprochen. Heute sind diese als verachtete Bauernpatois in abgelegene Bergtäler zurückgedrängt. Der Hauptteil der Welschen spricht in provinzieller Färbung die Sprache von Paris.

Unsere alemannischen Mundarten haben sich im grossen ganzen bis heute gehalten. Unsere Vorfahren wehrten sich wacker gegen das «Schwabendeutsch». So sprach der Schweizer nicht. Tat einer es dennoch, so roch er nach draussen. Die Schweizermundart war ihnen untrügliches Merkmal nationaler Zugehörigkeit, ja, eidgenössischer Gesinnung. So war es. Aber seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts zeigen sich immer deutlicher Zeichen eines Sprachwandels, wenigstens dem, der das Ohr dafür hat. Die meisten freilich merken es nicht, weil sie sich nicht darum kümmern.

Sie werden der Tatsache nicht gewahr, dass sie eine grosse Menge von altschweizerischen Wörtern, deren Gebrauch unsern Grosseltern noch selbstverständlich war, durch hochdeutsche ersetzt haben, dass sie «Treppe» statt «Stäge», «Estrich» statt «Winde», «Decke» statt «Tili» brauchen, dass sie statt «Chile» nun «Kirche» sagen, vom «Schnuppen» statt vom «Pfnüsel», vom «Mund» statt vom «Muul», vom «Zahnfleisch» statt von den «Pilgere», vom «Speichel» statt vom «Speuz»

sprechen, dass sie im Laden nicht mehr «Anke» sondern «Butter», nicht mehr «Hamme» sondern «Schinken», nicht mehr «Barille» sondern «Aprikosen» verlangen, dass die Mutter nicht mehr «büezt», sondern «näht», die Milch nicht mehr «erwelt», sondern «siedet». Und so liessen sich unzählige Beispiele des Wandels von Wort oder Lautform anführen, die alle immer wieder dasselbe beweisen würden, nämlich, dass das Wort der Bücher und der Zeitungen, das Wort der Schule und der Predigt, das Wort des Kino und des Radio das altheimische Wort aus schweizerischem Munde verdrängt, und so mit jedem neuen Jahr ein weiteres Stück altschweizerischen Sprach- und Kulturbodens von der hochdeutschen Flut weggespült wird.

Wie könnte es auch anders sein, wenn doch unsere Kinder vom ersten Schuljahr an Hochdeutsch sprechen, lesen und schreiben lernen, wenn doch der Lehrer um des Lehrerfolges in der Sprache willen das bodenständige Wort im Gemüt des Kindes immer wieder zurückdrängen, ja, in seinem sprachlichen Empfinden geradezu verpönen muss? Zwar haben schweizerische Sprachpädagogen die Forderung aufgestellt, dass die Schule beides pflege, Hochdeutsch und Dialekt, den Sinn des Kindes auch für den Wert und die Würde der Mundart öffne. Aber welche Mundart soll es denn sein, die der Schüler oder die des Lehrers? Und in unsern volkreichen Städten und Grossdörfern, deren Bevölkerung aus allen Gauen zusammengeströmt ist, welchen der verschiedenen Dialekte soll da der Lehrer pflegen? Hoffnungsloses Unterfangen!

Wer von der Schule fordert, dass «sie das schweizerdeutsche Sprachgefühl entwickle» und, dass «sie die Kinder nicht nur korrigiere, wenn sie nicht richtig

Hochdeutsch sprechen, sondern auch, wenn sie nicht richtig Schweizerdeutsch sprechen », vergisst, dass es ja gar keine Instanz gibt, die entschiede, was im Schweizerdeutschen richtig und was unrichtig ist. Ertappen wir schweizerische Intellektuelle uns selber nicht immer wieder dabei, dass wir schwanken, ob wir dieses oder jenes Wort brauchen, ein Wort so oder anders aussprechen, einen Gedanken so oder anders formulieren sollen, damit unsere Rede wirklich alemannisch sei? Und da sollten wir uns zu Richtern über die Sprechweise unserer Kinder aufwerfen?

Gewiss gibt es in der alemannischen Schweiz Gebiete, wo die Bevölkerung noch einheitlicher ist, wo daher auch der sprachliche Genius der Landschaft noch ungebrochen waltet und in Gemüt und Mund die sprachliche Reinheit sichert. So mag in manchen Teilen des Bernbiets, der Urschweiz oder des Appenzellerlandes jene Forderung an die Schule vielleicht erfüllbar sein. Allein selbst dort ist sie es nicht mehr überall, wie viel weniger in den dichtbevölkerten Gebieten der übrigen alemannischen Kantone! Hier hat die Bevölkerungsmischung der letzten hundert Jahre auf die Lokaldialekte verheerend gewirkt.

Normlos bedeutet in der Sprache wehrlos. Wehrlos stand und steht unser Schweizerdeutsch der hochdeutschen Schriftsprache gegenüber. Sobald beim schweizerischen Sprecher infolge des Aufeinanderprallens verschiedener Lokaldialekte Unsicherheit eintritt, ob so oder so zu sprechen sei, bietet in der Not sich der schriftdeutsche Ausdruck als « Retter » an. Er hat Schule und Presse, Buch und Kanzel auf seiner Seite; und ohne dass der Sprecher es selber weiss, greift er zu jenem und gibt die Weise der Väter preis. Es ist sprachwissenschaftlich nachgewiesen, dass es besonders die Verheiratung zwischen Vertretern verschiedener Mundarten ist, die zu starker Verarmung des Dialektes führt. Nicht allein legt der eine Elternteil in der Regel um des andern willen eine Reihe mundartlicher

Eigenheiten ab. Entscheidend ist vor allem die Tatsache, dass die Kinder einer solchen Ehe, die von den Eltern keine einheitliche sprachliche Überlieferungsmasse übernehmen, regelmässig der Mundart jenes Elternteils den Vorzug geben, die der Schriftsprache näher ist. Diese Ehen aber bilden in unsern volkreichen Gebieten die Mehrheit.

Und möchte es nur diese innerschweizerische Bevölkerungsmischung sein, die unsere altheimische Sprache bedroht! Dazu kommt aber die Einwanderung aus dem deutschsprachigen Ausland. Eine halbe Million Ausländer haben sich allein von 1888 bis 1910 in der Schweiz niedergelassen; von diesen müssen gegen 300,000 deutscher Zunge gewesen sein. Es steht mir kein statistisches Material über die Mischehen zwischen Schweizern und deutschsprachigen Ausländern zur Verfügung. Doch genügt ein Blick in die Eheverkündungslisten unserer Blätter, um sich von der Häufigkeit solcher Ehen zu überzeugen, vor allem davon, wie zahlreich die reichsdeutschen und österreichischen Frauen sind, die durch Heirat mit Schweizern zu Müttern der jungen schweizerischen Generation geworden sind und immerfort werden. Dass bei den Kindern solcher Ehen das altheimische Sprachgut vollends dem schriftsprachlichen erliegt, ist klar; und wir wundern uns nicht mehr über die Bastardsprache, die vor allem in Grosszürich, aber auch weit durch das übrige nord- und ostschweizerische Mittelland hin täglich an unser Ohr dringt. Sie ist uns, wenn wir darauf achten gelernt haben, peinvoll und macht uns traurig im Blick auf die Zukunft unserer Heimat.

Wir spüren es: Unsere schweizerische Mundart ist eingetreten in ihren Sterbeprozess. Kulturpolitik und Bevölkerungsumschichtung, Industrialisierung und Verstädterung haben seit hundert und mehr Jahren einen Vorgang beschleunigt, der schon damals begonnen hatte, als vor dreieinhalb Jahrhunderten die Eidgenossenschaft von der alemannischen Kanzleisprache zur hochdeutschen



Ernst Morgenthaler

Federzeichnung

Schriftsprache übergang. Denn keine Mundart vermag auf die Dauer der Schriftsprache zu widerstehen und je allgemeiner die Schulbildung in einem Volke wird, je mehr die Tagespresse sämtliche Volksteile erreicht, je mehr, wie nun in der jüngsten Phase unseres Zivilisationsprozesses, nicht nur das tote Wort des Druckes, sondern auch das lebendige des Rundspruchs unser ganzes Land bis in den letzten Winkel durchdringt, desto mehr wird dieser Zerfall der Mundart beschleunigt, desto rascher rückt die Zeit heran, da die Schriftsprache zur täglichen Umgangssprache geworden sein wird.

Alemannische Eidgenossen, glaubt nicht, dass wir die Dinge schwärzer malen, als sie sind; hinter unsern Worten steht das einmütige Zeugnis aller Sprachwissenschaftler, die vorurteils- und tendenzlos die Lage des Schweizerdeutschen beurteilen. « Unsere Mundart ist in unheilvollem Masse bedroht und steuert, wenn da nichts geschieht, unaufhaltsam

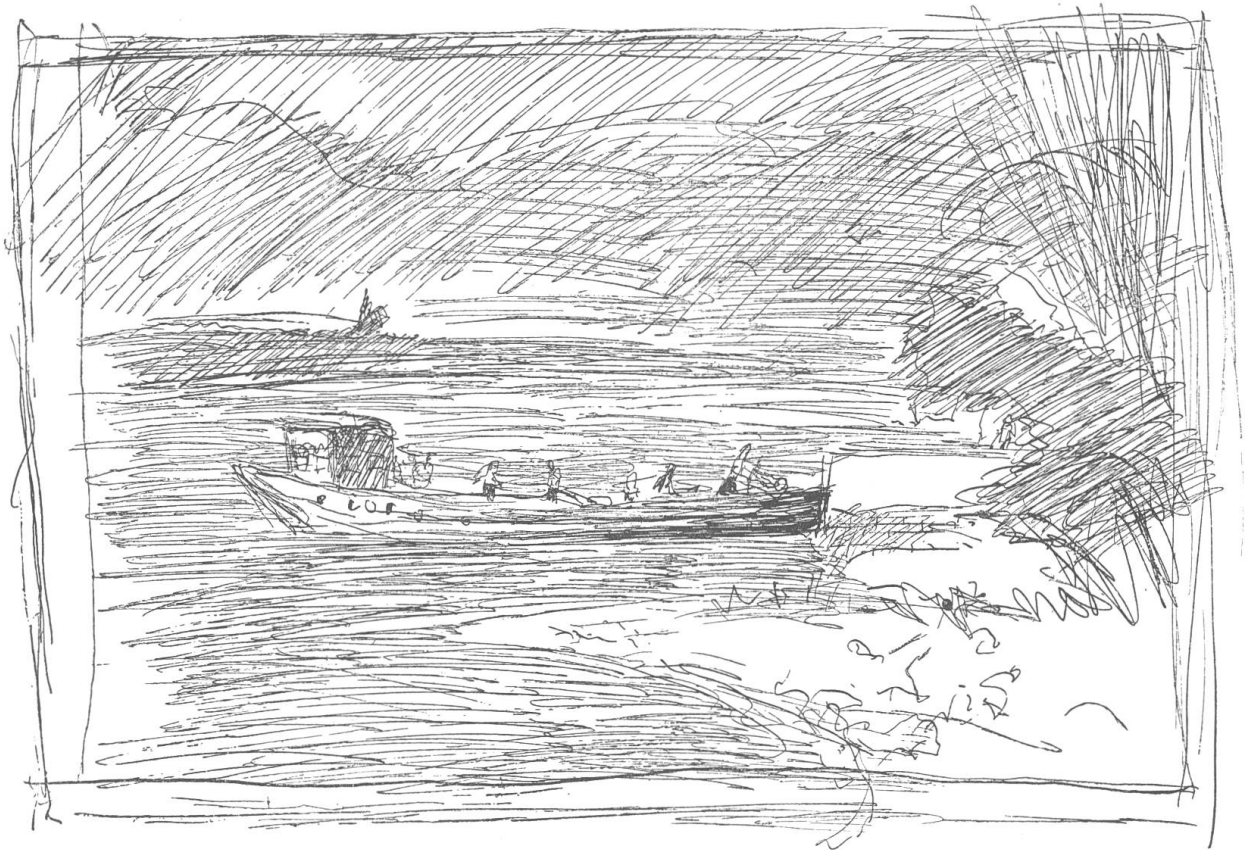
ihrer Auflösung in ein farb- und charakterloses Provinzialhochdeutsch zu », sagt der bedeutende Bündner Linguist Robert von Planta. « Es liegt nicht in unserer Macht, den Prozess allmählicher Zerstörung dieses ehrwürdigsten Zeugnisses schweizerischer Eigenart (eben unserer Sprache) zu hindern », schreibt der jüngst verstorbene grosse Zürcher Germanist und Altmeister auf dem Gebiet schweizerdeutscher Mundartforschung, Albert Bachmann. Und der Basler Professor Ernst Tappolet, der unserm Problem eine sehr sorgfältige, auf genaueste Sachkenntnis gegründete Spezialstudie gewidmet hat, prophezeit das Ende des Schweizerdeutschen ungefähr auf das Jahr 2000.

Nein, traute alemannische Volksgenossen, glaubt denen nicht, die euren Blick von diesen unleugbaren Tatsachen abzulenken und euch weiter einzulullen suchen in die schläfrige Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit eurer Sprache gegenüber, die « Friede, Friede » rufen, wo doch kein Friede ist! Wacht auf, gebt

euch Rechenschaft von den Tatsachen, und dann urteilt und entscheidet euch! Macht euch klar, dass, wenn da nichts geschieht, das Los unserer teuren Sprache, die uns aus dem Mund unserer Grosseltern und Eltern in ihrer Wärme und Kraft so seltsam ans Herz griff, in Bälde besiegelt sein wird! Wollt ihr sie sterben lassen? Wollt ihr es geschehen lassen, dass in wenigen Generationen unsere Kindeskinde Hochdeutsch sprechen, dass jede sprachliche und damit seelische Schranke zwischen unserm Land und dem nördlichen Nachbar dahinfalle, dass dannzumal nur eine Sprache herrsche von der Nordsee bis zum Kamm unserer Alpen und der, der dann von Norden in unser Land hereinkommt, nicht mehr aus dem Sprachlaut inne werde, dass er ein anderes Land betritt?

Ja, mehr als das. Glaubt ihr im Ernste, dass der Untergang unserer Sprache für den Fortbestand unserer Eidgenossenschaft selbst gleichgültig sei? Viele wol-

len es euch weismachen. Sie weisen euch auf die Miteidgenossen französischer Zunge hin, deren Schweizertum durch den Verlust ihrer Mundarten auch nicht gelitten habe. Der Vergleich ist schief und diese Beweisführung hinfällig. Wir wissen, wie eng die Wechselbeziehungen von Volksseele und Sprache sind. Das sprach schon im 18. Jahrhundert der zürcherische Gelehrte und Schriftsteller J. J. Breitinger aus: «Chaque nation exprime par ses mots son esprit à elle; lorsque la langue dégénère, l'esprit du peuple dégénère aussi.» Die Begründer des Schweizerischen Idiotikons, unseres monumentalen Wörterbuches der schweizerdeutschen Sprache, riefen 1862 ihre Volksgenossen mit folgenden Worten zur Mitarbeit auf: «Solange wir unsere Sprache festhalten, so lange hält die Sprache uns als eine Einheit zusammen und schützt unsere Individualität besser als der Rhein.» Und der Begründer der germanischen Philologie, der Deutsche



Ernst Morgenthaler

Federzeichnung

Jakob Grimm, sagte bedeutungsvoll von der Schweizersprache: « Sie ist mehr als ein blosser Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen lässt. »

Haben schon diese Alten vor drei, ja sechs Generationen so klar gesehen, wieviel klarer sollte diese innige Verknüpfung von Sprache einerseits und Seele, Volkstum und staatlichem Sein anderseits uns heutigen erscheinen, die wir in einer Zeit leben, da der Gedanke, dass Sprachgemeinschaft und Staatsverband sich decken sollten, auf die Spitze getrieben wird! Nie zwar können, noch werden wir Schweizer diese These bejahen. Wir haben es erlebt und erleben es mit inniger Freude immer von neuem, dass uns über die Sprachgrenze hinweg ein enges seelisch-geistiges Band mit den Eidgenossen lateinischer Zunge im Westen, Süden und Südosten verknüpft. Wie tief habe ich in meinen Bergeller Jahren den echt-eidgenössischen Sinn und die enge volkliche Gemeinschaft mit meinen Bauern hart an der italienischen Grenze empfunden! Aber diese Tatsache berechtigt uns keineswegs zur Missachtung jener andern. Wir dürfen nicht übersehen, mit welcher Gewalt der nationale Gedanke, wesentlich von der Sprachgemeinschaft her bestimmt, heute die Völker der alten Welt von Iran bis Irland und Katalonien gepackt und staatspolitische Umwälzungen grossen Ausmasses bewirkt hat und weiter zu bewirken sich anschickt.

Viele von uns Deutschschweizern scheinen zu glauben, der echt eidgenössische Sinn erweise sich heute darin, dass wir unsere völkische Eigenart verleugnen, unsere Sprache geringschätzen und unser altgermanisch-alemannisches Wesen möglichst unterdrücken. Nur um es ja mit unsern lateinischen Miteidgenossen nicht zu verderben. Wir irren kaum, wenn wir behaupten, dass der von vielen beklagte kulturelle Tiefstand der alemannischen Schweiz seit dem Kriege wesentlich dieser Selbstwegwerfung entspringt. Glauben wir nicht, dass wir dadurch unser Verhältnis zu den Welschen verbessern!



Ernst Morgenthaler

Federzeichnung

Je echter und wahrer wir sind, je mehr wir wir selber sind, desto fruchtbarer werden wir, und desto mehr bildet sich jenes freundeidgenössische Verhältnis heraus, das auf der gegenseitigen Achtung beruht.

Eng mit diesem Irrtum mancher Deutschschweizer ist der andere verknüpft, der sich heute als Flucht in das Nein darstellt. Je mehr nämlich die nationalistische Flut um uns her steigt, desto mehr versteifen sie sich darauf, das Gegenteil zu betonen. Besonders gewisse religiöse und kirchliche Schriftsteller unseres deutschschweizerischen Protestantismus glauben, möglichst stark das Gegenteil dessen vertreten zu müssen, was nördlich und südlich von unserem Lande gilt. Sie bringen damit sich selbst und ihre Anhänger um den Segen, der, ungeachtet mancher Auswüchse, tatsächlich in der nationalen Idee verborgen liegt.

Dieser Segen besteht vor allem in der Weckung des Sinns für die Volksgemeinschaft, dass wir unser Einzelsein eingebettet sehen in das Volksein, unser eigenes Wohl als im Wohle des Ganzen beschlossen erkennen und so willig werden, im Leben und im Sterben dem Ganzen dienstbar zu sein. Dieser Segen besteht sodann in der Weckung des Bewusstseins, dass geheimnisvolle Bande uns mit unsern Ahnen verknüpfen und ihnen verpflichtet; dass wir, bei aller Offenheit für die Forderungen der Stunde und dem freien Blick in die Zukunft, doch zugleich den Vätern, ihrem Wesen und ihrer Weise, Treue zu bewahren, gehal-

ten sind, und dass wir, in allen Umwälzungen dieser geschichtlichen Stunde, berufen sind, das heilige Erbe der Ahnen den Geschlechtern zu überliefern, die nach des Schöpfers hohem Willen aus uns hervorgehen sollen. Und dieser Segen besteht in der Weckung des Sinns für den Wert und die Würde unseres eigenen Wesens. Denn wahrlich, die Völker, die auf den alten Wegen im Begriff waren, sich aufzulösen in eine aus allen Rassen gemischte Bastardmasse, in der alles alte Edelmetall völkischen Charakters und völkischer Schönheit zu einer qualitätslosen Legierung eingeschmolzen wäre, sie werden heute von Gott neu geschaffen, damit sie in Zukunft wieder, wie einst, leuchten, ein jedes in seinem besondern Lichte, das unendliche Licht des Schöpfers widerstrahlen, ein jedes auf seine Art.

Dies ist, knapp umrissen, der nationale Gedanke, wie er uns als hohes Geschenk in dieser Zeit geworden ist. Wähnet nicht, liebe Miteidgenossen, dass ihr euch des völkischen Sturmes durch euer Nein erwehren könnet! Er macht an unsern Grenzen nicht halt. Und es ist mit ihm, wie mit dem Frühlingssturm. Er bricht und verheert, oder er entbindet und weckt. Der Sturm, den wir meinen, bedroht unsere alte Schweiz mit dem Untergang, sofern in ihm die Möglichkeit gegeben ist, dass, nachdem die hochdeutsche Sprach- und Kulturpropaganda, von zahllosen Schweizern unterstützt, seit langem vor- und auf Gleichschaltung hingearbeitet hat, die alldeutsche Sturmflut unsern staatlichen Damm durchbricht. Das erhoffen unsere *Feinde*. Der Sturm, den wir meinen, ist uns anderseits herrliche Verheissung, insofern in ihm die andere Möglichkeit ruht, dass er unsere trägen Herzen aufreisst und wir auf unsere eigene, den Ahnen gemässe Art das Neue erleben. Das erhoffen und erleben *wir*. Was aber ist das Neue? Es heisst Volkwerdung, Wiedergeburt des alteidgenössischen Genius, und ein wesentliches Element, ja, nach unserer Überzeugung der Angelpunkt und Kern dieser

Wiedergeburt ist die Schöpfung der nationalen Sprache der alemannischen Schweiz, des *Hochalemannischen*.

Ich stelle deshalb folgende Thesen auf:

1. *Die natürlichen Vorbedingungen für die Schaffung des Hochalemannischen sind darin gegeben, dass wir Schweizer germanischer Zunge von jeher uns als sprachlich geschlossene Einheit dem deutschsprachigen Ausland gegenüber gefühlt haben. Wir empfinden das Hochdeutsche als Fremdsprache.*

2. *Unsere alemannische Sprache war im Mittelalter Schriftsprache — noch Zwingli predigte und schrieb in ihr — wurde aber vom 16. Jahrhundert an durch das Neuhochdeutsche, die Sprache Luthers, verdrängt. Das Alemannische behielt im schweizerischen Munde seine altertümliche Gestalt.*

3. *Es wieder zur Schriftsprache zu erheben, stösst auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Genau so haben die Niederdeutschen in Holland und Flandern einst ihre Dialekte zur Schriftsprache erhoben, und in jüngster Zeit ist dasselbe in Norwegen, Katalonien, in der Slowakei und anderswo geschehen.*

4. *Unser Alemannisch ist an Ausdrucksmitteln so reich wie irgendeine andere Sprache. Wir verweisen auf das Zeugnis Tappoletts in « Alemannisch » und den Aufsatz « Dialekt und Bühne » von Prof. Otto von Greyerz im Märzheft des « Schweizer-Spiegel ».*

5. *Der drohende Untergang des Schweizerdeutschen lässt sich nur dadurch abwenden, dass wir ihm alle jene Mittel der Selbsterhaltung verleihen, die dem Hochdeutschen bisher seine Überlegenheit verschafft haben: Grammatische Norm, Schrift, Schule, Presse und Rundspruch, das heisst, dass wir es zum allgemeinen Verständigungsmittel zwischen Schweizern germanischer Zunge machen.*

6. *Die sprachliche Verfremdung durch Stützung der Lokalmundarten aufhalten zu wollen, ist ein aussichtsloses Unterfangen. Unsere wesentlich berndeutsche Mundartliteratur vermag nichts gegen*

die Verhochdeutschung der übrigen Teile der germanischen Schweiz, weil sie hier nur von wenigen gelesen wird. Und da das Hochdeutsche auch im Bernbiet nach wie vor Schul- und Schriftsprache bleibt, vermag jene Pflege des bernischen Lokaldialekts auch dort auf die Dauer nichts gegen die Flut hochdeutscher Sprache und Kultur.

7. An den harten Tatsachen zuschanden wird auch der Rat Prof. Grögers (« N. Z. Z. » Bücherbeilage 19. März), in der Schule « Mundart und Schriftsprache vom Anfang des Unterrichtes an als grundsätzlich Verschiedenes zu behandeln und nach Möglichkeit das Gefühl der Schüler für die äussern und innern Unterschiede beider zu wecken und zu schärfen ». Diese Möglichkeit ist von hervorragenden Linguisten (Tappolet, Planta) und Schulmännern mit gewichtigen Argumenten bestritten worden.

8. Das schweizerische Kauderdeutsch, die « schauderhafte Mischsprache, die weder Dialekt noch Hochdeutsch ist », heute schon weitverbreitet, setzt sich, trotz allen bisher angewandten oder sonst vorgeschlagenen Abwehrmitteln unaufhaltsam unter uns durch. Es ist die natürliche Brücke zum Hochdeutschen. Die Schöpfung der alemannischen Schriftsprache erweist sich als der einzige Weg.

9. Nur grammatische Norm und Schrift setzen auch die unter uns lebenden Ausländer instand, unsere Sprache wirklich zu lernen oder zwingen sie dazu. Sie sind uns ein unentbehrliches Mittel für ihre Assimilierung. Andernfalls assimilieren sie uns.

10. Die alemannische Aktion, deren Ziel die Schaffung des Hochalemannischen ist, hat mit der Veröffentlichung von « Alemannisch » eingesetzt. Sie steht einstweilen unter der Leitung des Verfassers und ist allen offen, die sich zur Idee bekennen.

11. Ihre erste Aufgabe besteht — neben der Propaganda durch Schrift und Wort — in der Schaffung eines Alphabets und wissenschaftlicher Normen für die Wiedergabe unserer alemannischen

Laute. Das Alphabet soll zugleich soweit volkstümlich sein, dass jeder alemannische Schweizer ohne Schwierigkeit durch Selbststudium oder einen Schulungskurs befähigt wird, seinen angestammten Lokaldialekt zu schreiben.

12. Von da an verwendet er für seinen Briefwechsel mit Sprachgenossen statt des Hochdeutschen sein Alemannisch und bereitet sich durch alemannische Entwürfe auf öffentliche Reden aller Art vor.

13. Die Aktion schafft sich in den verschiedenen Landesteilen ihre Zeitschriften und Zeitungen, die, in dem gemeinsamen alemannischen Alphabet gedruckt und von sprachlich geschulten Kräften geleitet, in Verfassern und Lesern das alemannische Sprachgefühl stärken und entwickeln, so dass es an Ausdrucksfähigkeit mehr und mehr jedem Gegenstand gewachsen ist.

14. Dienen die in 11—13 vorgezeichneten Schritte einfach der Stärkung der naturgegebenen Lokaldialekte, so die folgenden der eigentlichen Schöpfung der Hochsprache, die dazu bestimmt ist, zur allgemeinen Schriftsprache der alemannischen Schweiz zu werden. Sie hat zwei zunächst gesonderte Aufgaben, die grammatische und die lexikalische.

15. Einige wenige germanistisch geschulte Glieder der Aktion bestimmen Lautstand, Formenlehre und Satzbau der Hochsprache. Sie gehen dabei von jenen Dialekten aus, die kraft der zahlenmässigen Überlegenheit ihrer Sprecher schon bisher im natürlichen Verlauf der Entwicklung am stärksten zur Bildung der auf der schweizerischen Hochebene im Entstehen begriffenen gemeinalemannischen Sprache beigetragen haben. Sie werden aber streng all das ausscheiden, was, als hochdeutsche Anleihe, dem Laut- und Formcharakter des Alemannischen widerspricht.

16. Andere Glieder der Aktion (sie dürfen recht zahlreich sein, brauchen keine höhere linguistische Schulung, sollen aber gewissenhaft arbeiten können) erarbeiten nach einheitlichen Normen

das gesamte alemannische Wortmaterial der Schweiz durch Verwendung des Schweizerischen Idiotikons (mit Einschluss der noch nicht veröffentlichten Materialien), der gesamten Dialektliteratur, von Wortsammlungen aus der lebendigen Sprache und der bis dahin erschienenen Arbeiten aus der 11—13 skizzierten Aktion.

17. Die dermassen gewonnenen lexikalischen Materialien werden von den unter 15 erwähnten Wissenschaftlern gesichtet und daraus der für die Hochsprache massgebende Wortschatz bestimmt.

18. Den Abschluss der Arbeit bildet die Herausgabe von Grammatik und Wörterbuch in einer erschöpfenden Form einerseits und in einer für Massenverbreitung bestimmten, gekürzten und leichtfasslichen Form anderseits. Ihr Alphabet ist das unter 11 geforderte, soweit seine Buchstaben für den Lautstand der Hochsprache nötig sein werden.

19. Von da an geht die Aktion über zur Verbreitung dieser Sprache als gemeinalemannischer Schrift- und Hochsprache. Sie wird in den verschiedenen Kantonen für ihre gesetzliche Verankerung und Einführung als Schulsprache kämpfen. Als tägliche Umgangssprache der einzelnen Landesgebiete wird sie die Lokalmundarten nach wie vor ehren und schützen.

20. Als Schulsprache wird in den ersten vier Schuljahren ausschliesslich Alemannisch gelehrt und gebraucht. Vom fünften Schuljahr an wird das Kind durch etwa sechs Wochenstunden ins Deutsche eingeführt. Dieses wird, wie heute das

Französische, nach strenger, modernsprachlicher Lehrmethode gelehrt, so dass das Kind vor allem auch lautlich die neue Sprache von Grund auf lernt. In den obersten Jahren der Volksschule wird die Stundenzahl des Hochdeutschen vermehrt, Schulsprache für die übrigen Fächer aber bleibt das Alemannische. Die Abgrenzung der Verwendungsbereiche von Alemannisch und Deutsch auf Mittel- und Hochschulen muss der Entwicklung der Dinge überlassen bleiben, auf jeden Fall soll der Schüler bis zur obersten Stufe im Gebrauch seiner alemannischen Muttersprache weitergebildet werden.

21. Die heutige Zwitterstellung der alemannischen Sprecher der Schweiz lässt diese weder zur Beherrschung des Alemannischen noch des Deutschen gelangen. Dank der Adelung ihrer Sprache durch die Schrift werden sie sie auf allen Geistesgebieten als williges Instrument handhaben lernen. Anderseits werden sie dank der methodisch einwandfreien Schulung im Deutschen (die Lehrer der obern Stufe der Volksschule sollen sich mindestens über ein halbes Jahr Auslandsaufenthalt in hochdeutschem Gebiet ausweisen können) es darin ebenfalls zu einer weitgehenden Beherrschung bringen.

22. Damit fallen die Einwände, wir lösen uns auf diesem Wege von der deutschen Kultur und den Werken unserer eigenen Dichter oder wir verbarrikadieren uns den Weg in die Welt, als gegenstandslos dahin.

